Ein Sommertraum.

Novelle aus dem Finnischen von Juani Aho.

Mein schwermütiger Kamerad erzählte:

Wer von uns hat nicht einmal in seinem Leben davon geträumt, Bauer zu werden und sich mit einem Bauernmädchen zu verheiraten!

Mich ergriff diese Lust, als ich in der obersten Klasse der Schule war. Das Lernen quälte mich, die Fortsetzung wurde mir so unüberwindlich schwer bis ich Student war, und anderseits zog mich das frische Leben des Bauern unsäglich an. Wahr genug, daß ich von dem Leben nur die hellen Seiten kannte: Fahren und Reiten, Heuernte, Spiele im Freien, Fischfang, Jagd und das Hindämmern in der Gartenschaukel während der hellen Sonntagsnächte.

Aber ich meinte, es müsse so gesund sein, ganz und gar Landmann zu werden, sich in Fries und langschäftige Stiefeln zu kleiden und „die Herren" gering zu schätzen. Und — endlich — war ich verliebt . . .

Wir hatten einander auf einer Kirchfahrt kennen gelernt. Ich wohnte im Hause meines Vaters am Ufer eines großen Sees, und auf der anderen Seite desselben diente Marie auf einem kleinen Hof.

Die Bauern auf der anderen Seite des Sees ruderten mit ihrem Kirchboot an unserem Hause vorüber und eines Sonntag vormittags schloß ich mich ihnen an. Ich erhielt Platz auf der besten Stelle, gerade zu Füßen des Bootführers, und Marie saß gleich vor mir und führte das Hinterruder.

Sie schien ein wenig schüchtern zu sein und warf mir nur verstohlene Seitenblicke zu, während sie ihrem Ruder folgte, das sie nur hier und da ruhen ließ, um aufs neue ihr Kopftuch zu knüpfen, welches sich zuweilen auflöste.

„Es wäre doch besser, das Kopftuch ganz abzunehmen, wenn es nicht festsitzen will," sagte ich, um die Bekanntschaft einzuleiten. Sie sagte gar nichts dazu, aber als ihr Nachbar mir auf mein Verlangen sein Ruder reichte, setzte ich mich neben sie, um zu rudern.

„Können wir zusammen rudern?" fragte ich und zog kräftig an meinem Ruder.

„Ich denke nicht daran, mit dem Herrn zu wetteifern," antwortete sie, strengte sich aber doch aus allen Kräften an, was ich als ein Zeichen ansah, daß sie mich gerne an ihrer Seite haben wollte und sich Mühe gab, und dies schmeichelte mir.

Sie war blond; das flachsgelbe Haar hing in langen Flechten, die muskulöse Hand erfaßte kräftig die Ruderstange und die Hacken der Lipokka waren fest gegen die Bootspante gestemmt. Der Halssaum des Hemdes war rot, das Mieder hatte sie abgenommen und die Kniee überspannte der schwarzgestreifte Unterrock.

Die Sonne strahlte hell auf ihre kräftigen Schultern, die von der Sonne braun gebrannt waren. Sie hatte blaue Augen, angenehme und frische Züge und sie duftete von frisch gemähtem Heu und reinem Linnen.

Zuerst saßen wir so weit von einander, als wir nur konnten, jedes auf dem Ende der Bank. Aber nach kurzer Zeit rückten wir uns näher und ehe wir recht wußten wie, scherzten und spielten wir miteinander wie alte Bekannte.

Die Bootsmannschaft behandelte mich als einen Ebenbürtigen und hatte mich mitgenommen, wie einen von den Ihrigen, etwas, das ich wie eine Rangerhöhung betrachtete. Am Kirchstrande belohnte ich ihre Freundschaft, indem ich für eine ganze Mark Weizenbrot kaufte, das wir dann alle drinnen in einem Erlengebüsch an einem kleinen Bach verzehrten.

Die Zeit während des Gottesdienstes vertrieb jeder nach seinem Belieben. Wir Männer lagen am Strandabhang und lauschten dem Orgelspiel oder standen auch neben dem Steinwall und sprachen mit den Bauern von der anderen Seite des Sees über die Sommerarbeiten und das Wetter.

Von Zeit zu Zeit sah ich Marie in der Mädchenschar und wenn wir aneinander vorübergingen und ich mich nach ihr umsah, blickte auch sie mir nach. Sie schien so fein und nett, und mehr und mehr beschäftigten sich meine Gedanken mit ihr. Ich dachte an sie, während ich drinnen auf der Kirchenbank saß, und kurz nach ihr schlich ich mich aus der Kirche hinaus, als ich sie nach Schluß der Predigt gehen sah. Und als wir uns wieder neben unserm Boot versammelten und alles zur Heimfahrt zu rüsten begann, verstand es sich wie von selbst, daß wir beide wieder auf die gleiche Bank zu sitzen kamen, um zu rudern.

An dem stillen Sonntagabend glitten wir ohne Eile heimwärts. Die Boote drängten sich scharenweise vor und hinter uns, das Kreuz der Kirche tauchte funkelnd vor unsern Augen unter und die Ufer des Sees spiegelten sich unbeweglich in der Wasserfläche. Draußen auf einer kleinen Landzunge lag ein Hof und ich sagte zu Marie:

„Liegt der Hof dort nicht auf einer reizlichen Stelle?"

„Ja, es sieht recht schön aus."

„Wie, wenn er uns gehörte?"

„Ja, das darf man schon denken, selbst wenn keine Wahrscheinlichkeit darin ist."

„Warum könnte denn das nicht sein?"

„Auf dem Hof könnten Sie nicht gut als Herr leben, selbst wenn er der Ihrige wäre."

„Wer sagt Ihnen, daß ich als Herr leben will — man könnte ja schlicht und recht als Bauer leben, dieses Wunder hat man schon gesehen."

„Es findet sich wohl kaum ein Herrschaftsfräulein, das hinausziehen und an einem solchen Ort Frau sein möchte," sagte der Bootführer, der vor uns saß und unser Gespräch gehört hatte.

„So müßte man eben ein Mädchen nehmen, das möchte."

Es hatte nicht den Anschein, als ob meine Worte sonderlich Eindruck machten, aber in meinem Herzen beschloß ich steif und fest, daß es so werden müsse.

Marie nahm das Schöpfgefäß am Hintersteven und füllte es mit Wasser, um ihren Durst zu löschen, und als sie getrunken hatte, bot sie es mir.

„Trinken Sie nur, das wird Ihnen wohl auch gut tun."

Das war ein Beweis von Gunst, den ich damit erwiderte, daß ich eine Handvoll Wasser in ihren Schoß spritzte, und als ich das Gefäß an meine Lippen führte, rächte sie sich, indem sie meinem Ellbogen einen Stoß gab, so daß das Wasser über meinen Hals und meine Kniee niederfloß. Und als ich an der Raststelle in der Mitte zwischen der Kirche und der Heimat ihr Tannzapfen an den Kopf warf, während sie mir den Hut vom Kopf riß und weit in den Wald hinein schleuderte, da war kein Zweifel mehr möglich: sie war in mich verliebt.

* * *

Schon am nächsten Abend saß ich mit meiner Angelrute im Schiff vor dem Hofe, wo sie diente. Dort saß ich lange und unbeweglich, genau auf jeden Laut, jede Bewegung im Hof acht gebend, während ich nur selten einmal einen Barsch in das Boot heraufzog. Ich sah Marie nach der Feldpforte gehen und durch dieselbe hinaus auf die Wiese schlüpfen, um droben von einem hohen Stein die Kühe zum Melken zusammenzurufen. Sie antworteten wieder aus dem nahen Birkengehölz und kamen am Waldsaum eine nach der andern zum Vorschein. Dann ging sie ihnen voran nach dem Brachfeld hinab, wo eine Hürde war, zündete ein Feuer gegen die Mücken und begann zu melken. Während sie die Milch aus ihrem Kübel hinüber in den Eimer goß, schien sie mich entdeckt zu haben, sie blieb mit dem leeren Kübel in der Hand stehen und blickte nach dem See. Später hörte ich sie wieder leise singen und mit den Kühen sprechen, während sie weiter molk. Aber als sie fertig war, trug sie die Milchgeschirre hinein in den Hof und verschwand dort für längere Zeit. Das einzige lebende Wesen, das man auf dem Hof zu sehen bekam, war der Meister, der hinüber nach der Sommerbude schlich, um zur Ruhe zu gehen, und einen Augenblick später folgte ihm seine Frau nach. Selbst die Kühe streckten sich schläfrig auf dem Felde aus und der Rauch des Mückenfeuers stieg in einer schnurgeraden trägen Säule in die Luft empor, um sich hoch droben zu zerteilen.

Ich war schwermütig geworden und hatte schon im Sinn, fortzurudern, als Marie auf einmal auf dem Pfad nach dem See herab zum Vorschein kam, wo ihre Schlafbude halbwegs zwischen dem Strand und dem Hofe lag. Sie ging an der Bude vorüber, kam ganz heraus auf den Steinbelag und begann Kleider im Wasser zu spülen. Mich schien sie nicht zu sehen. Auch ich tat, als wenn ich sie nicht sähe. Aber zuletzt schlug ich doch mit meinem Steuerruder auf den Bootrand und hustete einmal.

„Guten Abend!" sagte ich.

„Guten Abend!" antwortete sie und erhob ein wenig den Kopf, „nun, wollen sie anbeißen?"

„O, nicht gern."

Ich schob das Boot an den Steinbelag heran und fragte:

„Schlafen sie schon drinnen bei euch?"

„Ja, das tun sie wohl sicher," antwortete sie, während sie ihr Linnen spülte, sich empor richtete und das Wasser ausrang.

„Na, es sind doch einige Barsche auf dem Boden des Bootes."

„Wollen wir zusammen hinaus und angeln, Marie?" schlug ich vor.

„Wozu, so spät in der Nacht?"

„Aber wenn ich bei Tag komme und dich hole?"

„Bei Tag habe ich keine Zeit."

„Darf ich da einmal in deine Bude hinein kommen, Marie?"

„Wenn der Meister es sieht, wird er zornig."

„Er sieht es nicht, wenn wir still sind."

„Ja, aber es sind Mädchen von Verwandten des Bauers auf Besuch, sie schlafen dort in der anderen Bude, wenn sie es nun hörten —"

„Ziehen sie nicht bald fort?"

„Nein, vor Samstag nicht, dann reisen sie mit dem Meister fort, wenn er zur Kirche rudern."

„Nun, so komme ich Samstag Abend."

„Nein, nein, das geht nicht an."

Aber sie wehrte so schwach, daß es eine deutlichere Aufforderung, als reine Zustimmung war.

„Warum wäschest du so spät am Abend, Zeug, Marie?"

„Anderer Leute Schlafen haben keine Ruhe bei Tag."

Sie nahm den Weg hinauf nach dem Hofe, ich richtete den Bootsstieven heimwärts und frohen Sinnes ruderte ich langsam fort.

* * *

Die Woche war lang und düster. Ich schlenderte wie ein richtiger Müßiggänger auf dem Hofe und den eingezäunten Wegen umher. Ich streckte mich, so lang ich war, auf den Rasen des Feldes, ich versuchte zu angeln, bekam aber keinen einzigen Fisch. „Du solltest etwas vornehmen," sagten meine Brüder. Aber ich mochte ihnen nicht einmal antworten und fühlte auch kein Bedürfnis mit jemand zu sprechen. Ich ging nur und wartete auf den Samstag. Endlich kam er und verlief glücklich bis zum Abend. Ich hatte am Steuer Wache gestanden und den Meister mit seinen Gästen vorüber rudern gesehen. Und damit mich niemand zur Nachtzeit draußen herumstreichen sehen und dabei eine Ahnung von meinem Vorhaben erhalten sollte, ruderte ich mein Boot vom heimatlichen Strande hinüber hinter ein kleines Erlengebüsch und verbarg meinen Hut und meinen Rock in einem Heuschober an der Feldgrenze.

Ich ging zu Bette wie alle übrigen. Ich tat, als ob ich schliefe und narrte auch meinen Bruder. Als alle im Hause schlummerten und ich die Uhr an der Saalwand im unteren Stockwerk Zwölf schlagen hörte, sprang ich vorsichtig aus dem Bett, schlüpfte hinab in das Vorzimmer, schob den Riegel an der Türe zurück und in Hemdärmeln und barhäuptig lief ich kühn über den Hof und verschwand hinter dem Wohngebäude. Es lief mir kalt den Rücken hinab, es rauschte in den Ohren, die Beine wollten mich kaum tragen, aber mit einem langen Sprung setzte ich über das Tabakland in die Wiese hinein, wo ich auf dem Boden eines Grabens landete.

Niemand hatte mich gesehen, niemand etwas von meinem Ausgange bemerkt; der Hund, der im Hofe schlief, hatte bloß die Augen ein wenig aufgesperrt und sie dann wieder zugedrückt, ohne mir nachzufolgen. Ich fand mein Boot neben dem Erlengebüsch und meine Kleider an der Feldgrenze. Sie kamen mir vor wie Verbündete. Und als ich das Boot über die Wasserfläche ruderte, während die kleine Stevenwelle gegen das Hinterteil plätscherte, da tönte es in meinem Ohr wie liebevolles Flüstern von einem Munde, der einem zustimmt und Glück wünscht. Eine kleine Drossel sang in den Bäumen am Ufer, als überredete sie: „rudere nur, rudere nur . . . keine Gefahr . . . alle schlafen, alle schlafen . . . niemand hört es, niemand, niemand!" Und von dem andern Seeufer stiegen bereits die Nachtnebel um mich empor, verbargen das Schiff und die Bäume des Ufers, aber den Hügelkamm erreichten sie nicht und hier streckte eine mächtige Tanne ihren Wipfel nach dem klaren Himmel empor, so daß ich die Richtung nicht verfehlen und mich unmöglich verirren konnte.

Irgendwo hörte ich Ruderschläge, ich konnte nicht unterscheiden wo, aber zu meiner Freude bemerkte ich, daß sie nach dem andern Ende des Sees hin erstarben. Ich fühlte mich wie aus einer Gefahr erlöst, als der Nebel sich dicht um mich lagerte und das Röhricht an den Planken des Bootes zu rascheln begann.

Ich zog mein Boot zwischen zwei Weidenbüsche hinein, verbarg die Ruder hinter einem naheliegenden Schuppen und begann der Feldgrenze entlang hinauf nach dem Hof zu laufen.

Dort hatte ich einen Roggenacker und einen Graben vor mir, der hinauf nach der kleinen Bude führte.

Ob sie mich wohl hineinlassen, ob sie wohl ihre Tür öffnen und mir erlauben würde, sie zu küssen — ob sie mir wohl glauben würde, daß ich sie liebe.

Nicht einen Laut hörte man, weder von der Bude noch vom Hofplatz . . . . . Eine Kuhschelle klingelte plötzlich, die Kühe standen wohl eine kurze Strecke entfernt im Felde, obschon man ihre Umrisse nur schwach durch den Nebel unterscheiden konnte.

Ich nahm einen Erdklumpen vom Acker, warf ihn gegen die Wand und drückte mein Ohr fest an eine Spalte. Da war schon jemand, der sich drinnen bewegte. Noch einmal warf ich einen etwas größeren Erdklumpen gegen die Bude. Nun stand sie auf und ging nach der Türe.

Ich eilte um das Haus herum und hörte sie an der Türspalte flüstern: „Wer ist es?"

„Ich bin es, laß mich hinein, Marie!"

„Sie sind doch gekommen, und ich habe Ihnen ja gesagt, daß Sie nicht sollten."

„Ja, aber ich sagte ja, daß ich kommen wolle."

„Gehen Sie doch fort, denken Sie, wenn uns jemand sähe."

„Laß mich hinein in die Bude, dann kann uns niemand sehen."

Ich stieß mit der Stiefelspitze schwach gegen die Tür, sie widerstand nicht und ich schlüpfte hinein.

Es war tiefdunkel, nur unter dem Vordach leuchtete ein schmaler Lichtstreifen. Marie war in eine Ecke der Bude gehuscht. Ich tastete dem Geräusch nach und erfaßte mit der Hand ihr Haar, sie lachte, wie mich dünkte, mit einem unterdrückten Kichern, bis ich endlich Mut faßte und mich zu ihr setzte.

„Aber warum kommen Sie doch?"

Ich war so atemlos, daß ich nicht ein Wort hervorbringen konnte. Und ich war auf einmal beschämt, ich wußte nicht, was ich tun und wie ich's sagen sollte, was ich vorbringen wollte.

Endlich konnte ich fragen, ob der Meister daheim sei. Nein, das wäre er nicht, er sei schon am frühen Morgen zur Kirche gerudert, es wäre gar niemand daheim, außer seiner alten Frau.

„Aber warum wollen Sie das alles wissen?" fragte sie mich ein wenig neckisch, als ich dasaß und mich abquälte, um alles zu sagen, was ich auf dem Herzen trug.

Nie zuvor hatte ich ein Weib geküßt, aber häufig und oft hatte ich davon geträumt und es mir ausgemalt. Ich umfaßte mit den Armen ihren Kopf und beugte mich auf sie nieder.

„Marie, höre doch Marie?"

Ich ließ mich an ihrer Seite niedersinken, schlang den Arm um ihren Hals, zog sie an mich und küßte sie eifrig und ungeschickt auf die Lippen, die Wangen, die Stirne und die Nase.

„Nein, nein, nicht mehr, hören Sie auf und lassen Sie mich in Ruhe."

Aber ich gab nicht nach.

„Ich liebe dich, Marie, Marie, hörst du, ich liebe dich!"

„Sie halten mich nur zum Narren!"

Aber ich versicherte sie unter heißen Tränen meiner Liebe und verlangte, daß sie mir glauben sollte.

„Sie lieben mich vielleicht einen flüchtigen Augenblick und später haben Sie mich wieder vergessen."

„Du darfst nicht so sprechen, ich verheirate mich mit dir nun gleich auf der Stelle, wenn du nur willst."

Sie sagte nicht, ob sie wolle oder nicht, ließ sich aber nun ohne Widerstand küssen und gestattete mir, meine beiden Arme um ihren Hals zu legen und sie zog ihren Arm nicht fort, als ich ihn um meinen Nacken legte.

Ich glaube, daß ich nie so glücklich gewesen bin wie in dieser Nacht. Ich glaube, daß ich nie wieder so voll und ganz und so rein geliebt habe, wie in dieser frischen Sommernacht in der halbdunklen Hütte, durch deren lückenhaftes Dach das Licht in Streifen hereinfiel, und deren Sparren ihren geringen Vorrat an Kleidern trugen, während kraftvolle Arme mich mit fast kindlicher Zärtlichkeit preßten und die Wangen von heißen Küssen glühten und ein rufender Kuckuck aus der Ferne seine Töne in unser unschuldiges Gespräch verflocht.

Als der erste Morgenvogel mit flatternden Flügeln aus dem Schilf vor der kleinen Türe empor flog, da bat sie mich, zu gehen, und ich gehorchte, nachdem sie eingewilligt hatte, daß ich wiederkommen dürfe.

„Sind wir also Freunde für die Zukunft?" fragte sie.

„Ja, recht, recht gute —"

Sie öffnete mir die Türe und reichte mir durch die Türspalte die Hand zum Abschied, und voll glücklicher Gedanken ruderte ich langsam nach Hause, wo noch alle schliefen, und ohne jemand zu wecken, schlüpfte ich wieder ins Bett. Die Sonne war gerade aufgetaucht und der früheste Morgenwind rüttelte die Espenblätter unter meinem Fenster.

* * *

Dieser Besuch wurde mehrere Nächte erneuert. Sie glaubte bereits an mich. Wir bauten im Geiste ein Ausmärkerhaus, kauften Höfe, Kühe und Pferde und fuhren in eignem Wagen zur Kirche, um getraut zu werden. Denn jedesmal blieb ich länger bei ihr, ich kam früher und ging später. Sie war nicht mehr bange vor ihrem Meister und ich nicht mehr vor denen daheim. Ich ruderte auch bei Tag hinüber zu ihr, saß mit dem Meister in der Kammer, wo sie Kaffee herumreichte und am Sonntag Abend stahl sie sich hinüber zu uns.

Ich war fest entschlossen, meinen Schulgang abzubrechen und meinem Vater alles zu sagen, wenn die Schule im Spätsommer wieder beginnen sollte.

* * *

Aber er hatte es von anderer Seite vernommen.

Eines Morgens, als ich wieder bei Tagesgrauen heimkehrte, saß er auf der Verandatreppe und wartete auf mich. Irgend jemand hatte meine nächtlichen Fahrten gesehen und aus der Schule geplaudert.

„Woher kommst du jetzt?" fragte er barsch.

„Von . . . ich bin nur draußen fischen gewesen . . ."

„Du lügst, du bist auf Abentauer aus gewesen . . ."

„Wer hat dir das gesagt?"

„Wagst du noch zu leugnen? Du bist auf tollen Wegen, Junge . . . aber es wird dich selber am teuersten zu stehen kommen! Was machtest du in der vorigen Nacht in der Bude des Rantalmädchens? . . ."

„Man hat dich mitten in der Nacht von dort zurückkehren sehen . . . Ist das nicht wahr?"

„Ja, das ist wahr, aber es ist nichts Böses geschehen."

Ich stand gerade meinem Vater gegenüber in einer Stimmung, als hätte ich sagen mögen: „Schlag zu, wenn es dich gelüstet!"

Aber mein Vater war ein edler Mann; nie war ein böses Wort zwischen uns gefallen. Mein freimütiges Bekenntnis hatte eine gute Wirkung, er bezwang sich, wich meinem Blick aus und ersuchte mich, auf der Bank neben ihm Platz zu nehmen.

„Ich glaube dir, wenn du es selbst versicherst . . . falls du nicht die Wahrheit gesprochen hast, so magst du das Ding mit deinem Gewissen abmachen."

„Ich habe die Wahrheit gesprochen. Aber ich habe im Sinn zu heiraten und nicht wieder zur Schule zu gehen."

Mein Vater betrachtete mich lange und forschend: „Du hast im Sinn, die Schule zu verlassen?"

„Ich will Bauer werden."

„Ich weiß nicht, ob mein Vater vielleicht seiner Zeit das Gleiche durchgemacht hatte, oder ob er sich blos an meine Stelle zu setzen verstand; ich hatte erwartet, daß er mir gerade ins Gesicht lachen und das Ganze als einen törichten Spaß betrachten würde, aber er nahm die ganze Sache ruhig und ernst und begann mit mir darüber zu sprechen, als verdiente sie wirklich nähere Erwägung.

„Nun, so sehr wird es wohl nicht eilen, daß du deinen Schulgang nicht beenden kannst . . . du hast doch noch Zeit genug . . ."

Ich konnte natürlich nicht gut sagen, daß ein Jahr zu lang zum Warten sei. Und so wurden wir schweigend darüber einig, daß, wenn ich Student geworden sei, wir näher über die Sache sprechen könnten.

Aber da mein Geheimnis so allgemein bekannt geworden war, so verschwand sein ganzer Zauber und als ich genauer nachzudenken begann, da schämte ich mich sogar ein wenig. Ich hatte mich auf Widerstand und Kampf gefaßt gemacht und es war nicht das Geringste daraus geworden. Es peinigte mich auch, daß mein Vater vielleicht bei sich selber über mich lachte und mich ungeheuer [illegible] fand.

Marie sah ich gar nicht mehr, sie kam auch nicht mehr zu uns herüber und ich wagte nicht, sie aufzusuchen. Ein paar Wochen später riß: ich auf die Schule.

Und als ich im folgenden Sommer mit der Studentenmütze auf dem Kopfe von Helsingfors zurückkehrte, da war gar keine Rede mehr von meinen letztjährigen Plänen. Auch machte es keinen besonders tiefen Eindruck auf mich, als ich vernahm, daß Marie sich verheiratet hatte.

Aber mein Sommertraum ist doch nie ganz in meiner Erinnerung erloschen. Marie und ihr Mann wohnten an der Straße als Häusler in einer kleinen Hütte. Fast jedesmal, wenn ich vorüber fuhr, sah ich ihr helles Gesicht durch das niedrige Fenster. Es sah aus, als magere sie mit jedem Jahre mehr ab. Und jedesmal stürmte eine Schar flachshaariger Mädchen aus der offenstehenden Tür der Hütte heraus an die Straßenpforte, um diese zu öffnen und den Vorüberfahrenden anzustarren.

Ich hörte, daß sie in Armut lebten und wurde von Mitleid erfüllt, ich, der ich in meiner schaukelnden Kutsche saß. Gleichzeitig empfand ich Mitleid mit mir selber und meinem eigenen Leben.

Manchmal denke ich noch, wenn der Sommertraum Wirklichkeit geworden wäre und wenn ich alle Versprechen gehalten hätte, die ich Marie in ihrer luftigen Bude gegeben hatte, dann wäre vielleicht ein fleißiger Bauer, ein braver Landmann aus mir geworden, während ich jetzt . . . nun — nichts von dem bin, was ich hätte sein mögen und sein sollen.

Ein Stück aus dem Leben.

„Angela T. . . .

Angela! Ueberrascht heftete sich mein Blick auf die zarte Mädchengestalt, welche im Sträflingsgewande vor mir stand. Hellblondes, leichtgelocktes Haar umrahmte ein Gesichtchen von selten feinem Schnitte, welchem die etwas dunkler gefärbten Brauen und die langen Wimpern, die sich über die niedergeschlagenen Augen senkten, einen besonderen Reiz verliehen. Ein Bild kindlicher Anmut und rührender Unschuld. Und dies sollte die Corrigende sein, deren düstere Auskunftstabelle vor mir auf dem Schreibtische lag? Angela! entfuhr es bei diesem Gedanken unwillkürlich meinen Lippen. Das Mädchen schlug müde die Augen auf.

Ein Blick aus den tiefblauen Sternen traf mich gleich einem eisigen Wasserstrahl. Dieser Blick sagte mir alles. Hier war jeder Irrtum ausgeschlossen; wenn Angela je ihren Namen verdient hatte, war sie jetzt doch nur mehr ein gefallener Engel.

„Wie alt sind Sie?"

„Sechzehn Jahre."

„So jung und schon . . ." Es widerstrebte mir, den Satz zu vollenden.

Ein bitteres Lächeln glitt um die Mundwinkel des Mädchens und ließ dessen Antlitz um Jahre älter erscheinen.

„So tief gesunken, wollten Sie wohl sagen. Natürlich, sonst wäre ich ja nicht hier."

In dem Tone, in dem sie diese Worte sprach, lag ein Cynismus, der mich verletzte. „Sie sollten sich schämen, daß es so weit gekommen."

„Ich? Und warum nur ich und immer ich allein? Was sollten dann die, welche mich zu dem gemacht, was ich geworden?" fuhr sie erbittert auf.

Wie oft habe ich die gleiche Entschuldigung in meinem Berufe schon gehört. Immer sollen Dritte die Verantwortung für Fehltritte tragen, welche tatsächlich das Individuum aus freier Willensbestimmung begeht. Und doch schien in diesem Falle die große Jugend der Unglücklichen dafür zu sprechen, daß ihre Worte keine bloße Phrase waren.

„Also ein Opfer der Verführung?" fragte ich wieder milderen Tones.

„Der Verführung? Nein. Ich bin zu dem, was ich bin, erzogen worden."

Ich starrte über die Ungeheuerlichkeit dieser Anschuldigung aus dem Munde eines den Kinderschuhen kaum entwachsenen Mädchens. „Wie, Sie wagen, Ihre Eltern solcher Schuld zu zeihen?"

Das Mädchen preßte die Lippen zusammen. „Ich bin Waise."

„Dann obwaltet ein Irrtum. Im Familienstande Ihrer Auskunftstabelle ist bemerkt, daß Ihr Vater tot, Ihre Mutter jedoch noch am Leben sei."

„Es mag sein. Ich weiß es nicht — fürmich ist dieselbe tot, seit sie mich verlassen, dem Elende preisgegeben hat."

„Unglückliches Kind!"

Wie eine Zauberformel schienen diese Worte die Eiskruste gebrochen zu haben, die sich starr um das Herz der Korrigende gelegt. Aufschluchzend sank sie auf einen Stuhl und bedeckte das Antlitz mit den Händen. Ich ließ diesem Ausbruche ungekünstelten Schmerzes freien Lauf. Erschien er mir doch als ein Hoffnungsstrahl, daß die Seele des Mädchens noch nicht verloren sei.

Als Angela sich etwas beruhigt hatte, forderte ich sie auf, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Sie tat es in abgerissenen Sätzen, von Tränen häufig unterbrochen. Es war ein tieftrauriges Bild, das sie vor mir entrollte, ein Kapitel aus dem großstädtischen Leidensromane, der stets nur Fortsetzungen, nie aber einen Abschluß findet.

Ihr Vater war ein deutscher Maler gewesen, der in Rom seine Studien gemacht. Dort hatte er ihre Mutter, eine kleine Schauspielerin am Apollotheater, kennen gelernt. Für ihre künstlerischen Leistungen hatte sie nur eine kleine Gage bezogen, war aber schön gewesen und hatte zahlreiche Verehrer gehabt, mit denen sich der deutsche Maler an Freigebigkeit nicht messen konnte. Dafür aber hatte er ihr eins geboten, was wertvoller schien als alle Geschenke der anderen — seine ehrliche Hand. Die kleine Schauspielerin hatte ohne lange Ueberlegung danach gegriffen, der Bühne und ihren früheren Beziehungen Lebewohl gesagt und war mit dem deutschen Maler eine Ehe eingegangen, welcher nach dem ersten Jahre Angela entsprossen. Die Mutter hatte ihr selbst dies erzählt und beigefügt, daß die erste Zeit ihrer Ehe um so glücklicher gewesen sei, als ihr Gatte gegen Erwarten eine bedeutende Erbschaft aus der deutschen Heimat er- [illegible] ihnen eine angenehme, sorgenlose Existenz ermöglichte. Die Erinnerung Angelas bestätigte dies. Sie sah sich fein gekleidet in schönen, farbenprächtig ausgestatteten Räumlichkeiten, verzärtelt von ihren Eltern, umschmeichelt von den zahlreichen Freunden, welche das gastfreie Haus besuchten, zugelassen zu den opulenten Diners und Soupers, die dort häufig gegeben wurden. Der Vater sei dies seiner Zukunft schuldig; das Kapital müsse auf diese Weise angelegt werden, damit es den einstigen Künstlerruhm als Zinsen trage, sei der Rat der Mutter gewesen. Der Vater, welcher nur seiner Liebe zu ihr lebte, habe denselben befolgt und mit künstlerischem Leichtsinn in wenigen Jahren ein Vermögen vergeudet.

Eines Tages, Angela erinnerte sich noch mit Schrecken des furchtbaren Auftritts, habe der Vater erklären müssen, daß er ruiniert sei. „Und deine Kunst?" habe ihm die Mutter höhnisch zugerufen. Ja, seine Kunst, die reichte eben hin, daß sie, nachdem alles verkauft worden war, in einer armseligen, dem Dache nahen Wohnung ihr Leben fristen konnten. Es waren bittere Stunden, die nun kamen, für Angela um so bitterer, als sie das Alter erreicht hatte, das ihr das Verständnis für alles erschloß, was um sie vorging. Die Mutter weinte erst zahlreiche Tränen, als sie aber mit Schrecken bemerkte, daß ihre Schönheit, die sie noch immer bewahrt, darunter litt, gewann sie ihre Fassung wieder. Eines Morgens verließ sie die Wohnung und kehrte erst spät am Nachmittage zurück. Dem Vater, welcher sich um sie geängstigt, schnitt sie einen liebevollen Vorwurf mit der Erklärung ab, daß sie nun gehandelt und wieder ein Engagement an ihrer früheren Wirkungsstätte angenommen habe. Der arme Mann hatte darüber aufgeschrieen vor Zorn und Schmerz, hatte sie auf den Knieen gebeten, ihren Entschluß rückgängig zu machen, aber alle Bitten und Drohungen waren vergebens geblieben. Er mußte froh sein, daß sie ihm gestattete, ihn auf ihren Wegen zu den Proben und Vorstellungen zu begleiten, und er tat dies, gestachelt von wilder Eifersucht, mit einer Ausdauer, unter welcher sein eigener karger Broterwerb am empfindlichsten litt. Unter diesen Verhältnissen war es begreiflich, daß Angelas Mutter immer unduldsamer wurde, das Leben der Schauspielerin forderte von ihr freiere Bewegung, es machte sie nervös, sich in allen ihren Schritten von den Argusaugen ihres Mannes beobachtet zu sehen. Eine Katastrophe erschien unvermeidlich. Sie trat auch in schrecklicher Gestalt ein. Eines Abends hatte der Vater in außergewöhnlich erregtem Zustande die Wohnung verlassen und war die Nacht nicht mehr nach Hause zurückgekehrt. Am nächsten Morgen hatten ihn zwei Männer auf einer Bahre nach Hause gebracht — blutüberströmt, eine Kugel im Herzen. Was geschehen war? Er sei im Duelle gefallen, hatte die Mutter bleichen Antlitzes, doch tränenlosen Auges gesagt. Von Nachbarsleuten hörte aber Angela behaupten, daß er selbst freiwillig seine Qualen geendet habe. Weder für das eine, noch für das andere hatte sie das rechte Verständnis, sie fühlte nur, daß etwas Schreckliches vorgegangen sei, das ihr Unglück noch vermehren müsse. — —

Nur zu bald sollte sie es bitter erfahren. Eines Tages war die Mutter verschwunden, ohne für ihr Kind zu sorgen, ohne von demselben auch nur Abschied zu nehmen. Sie war fort, hatte ohne Kündigung ihr Engagement verlassen, niemand wußte, wohin sie gegangen. Angela wurde der Polizei übergeben, einige Zeit in einem Asyle untergebracht, dann mit dem Schube unter Vagabunden über die Grenze nach der fernen deutschen Heimat geschickt, von welcher ihr Vater einstens nach Italien gekommen. Entfernten Verwandten desselben, einfachen Bürgersleuten, wurde sie übergeben, die sie als unerwünschten Eindringling mit sauren Mienen empfingen und danach auch behandelten. Ihr Fühlen und Denken blieb ihr fremd, sie verstand nicht ihre Sprache, verabscheute die kalte, rauhe Gegend, die mit dem sonnigen Lande, wo sie ihre Kindheit verbracht, einen starren Kontrast bildete. Hier zu verkümmern, schien ihr der Tod, daher floh sie fort aus der Familie und Heimat, die man ihr aufgezwungen. Niemand verfolgte sie, ihre Verwandten waren wohl froh, daß sie freiwillig gegangen war. Eine Seiltänzertruppe, die nach dem Süden zog, nahm das verlassene Mädchen auf. Sie glaubte, an dem elternlosen Kinde einen guten Fang gemacht zu haben, aber der schwächliche Körper desselben vermochte die Kunststücke nicht zu leisten, die man von ihm forderte. Angela mußte in B. von der Truppe krank zurückgelassen werden. Eine Frau, welche den Lebensunterhalt der Seiltänzer während ihres Aufenthalts besorgt, hatte gegen das Versprechen einer Entschädigung das Mädchen bei sich behalten. Als dasselbe zu Kräften kam, die Seiltänzertruppe aber weder Geld schickte, noch überhaupt etwas von sich hören ließ, zwang das Weib Angela als Blumenmädchen ihr Brot zu suchen. Was sie verdiente, mußte sie abführen, und war es wenig, so erhielt sie statt der kärglichen Nahrung Schläge. Um dies zu vermeiden, ahmte sie das Beispiel anderer Genossinnen nach und — bettelte. Wiederholt wurde sie deshalb von der Polizei arretiert und vom Gerichte abgestraft; was lag ihr aber daran, wußte sie doch, daß sie eingesperrt ihre ausreichende Verpflegung und eine menschliche Behandlung erhielt.

„Eines Tages dann . . ." schloß das Mädchen ihren traurigen Bericht, indem ihre bleichen Wangen im flammenden Rot erglühten. — „Aber nein, erlassen Sie es mir, meine Schande zu gestehen. Glauben Sie mir, daß mir die Erinnerung daran die bittersten Qualen bereitet, wenn ich auch tief gesunken bin. Sie finden ja alles in den Akten; deshalb stehe ich auch hier, um die Strafe zu empfangen, die Sie bestimmen."

„Die Strafe haben Sie bereits erhalten, es soll Ihnen nun der Weg zur Besserung erschlossen werden."

„Durch das — Korrigendenhaus?" schluchzte das Mädchen auf.

„Jawohl, durch das Korrigendenhaus. Es ist nicht das übel verrufene Gefängnis, welches Sie fürchten, sondern eine Anstalt, in welcher Sie die Prinzipien des Guten, Lust und Liebe zur ehrlichen Arbeit lernen sollen, welche Ihnen die Rückkehr in die menschliche Gesellschaft sichern wird. Betrachten Sie es als das, was es tatsächlich ist, als eine Wohltat, die Ihnen der Staat gewährt, der Sie nicht in dem Sumpfe, in den Sie sich verirrt, verkommen lassen will."

Angela weinte leise vor sich hin. Die Ueberzeugung, daß das Mädchen noch gerettet werden könne, wurde in mir immer mehr befestigt.

„Unterschreiben Sie hier das Erkenntnis, welches Ihre Abgabe in die Besserungsanstalt verfügt."

Das Mädchen näherte sich und ergriff die Feder, die ich ihr mit diesen Worten gereicht. Mit zitternder Hand setzte sie auf die von mir bezeichnete Stelle unter die für sie als Korrigende bestimmte Nummer

113
†

„Wie? Sie sind nicht des Schreibens fähig?"

„Nein . . . ich habe gar nichts gelernt."

„Die Tochter eines deutschen Künstlers! Armes, tiefbedauernswertes Kind!"

„Und wie lange werde ich im . . . dort verbleiben müssen?"

„Drei Jahre. Vielleicht, wenn Ihr Verhalten ein gutes, auch kürzer."

„Vielleicht . . . ?!"

* * *

Vielleicht?! — Als ich nach etwa zwei Jahren die weibliche Besserungsanstalt in Z. besuchte, erkundigte ich mich nach der Korrigende No. 113. „Ah, Sie meinen Angela F.," erwiderte die Oberin, „sie war eines der brabsten Mädchen, das je unsere traurigen Räume aufgenommen. Leider hat sie die Prüfungszeit nicht überstanden und ist in ein besseres Jenseits übergegangen, wo nach der heiligen Schrift ein reuiger Sünder mit größerem Jubel empfangen wird, als neunundneunzig Gerechte."

Ich konnte nicht umhin, mir die Grabstätte Angelas zeigen zu lassen.

Es war ein ein